

Daniel Mendelsohn

DIE VERLORENEN

*Eine Suche nach sechs von
sechs Millionen*

Deutsch von Eike Schönfeld

Fotografien von Matt Mendelsohn

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2010

Titel der Originalausgabe: *The Lost*

Copyright © 2006 by Daniel Mendelsohn

All rights reserved

Deutsch von Eike Schönfeld

Lektorat: Johann Christoph Maass

© 2010 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner

Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder

unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © privat

Autorenfoto: © Matt Mendelsohn

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04182-8

*Die deutsche Ausgabe dieses Buches ist
dem Andenken an meinen großen Lehrer
Fred Hertrich gewidmet.*

Die Familie von Shmiel Jäger

JÄGER

Isak Jäger

*geb. um 1820
gest. vor 1900*



Neche KORNBLOH

*geb. 1825
gest. 1899*

11 weitere Kinder

Elkune Jäger

*geb. 1867
gest. 1912*

Taube MITTELMARK

*geb. 1875
gest. 1934*

Shmiel
(Sam)

*geb. 1895
gest. 1943?*

Ruchele
(Ray)

*geb. 1896
gest. 1923*

Sosia
(Sylvia)

*geb. 1898
gest. 1981*

Itzhak

*geb. 1900
gest. 1972*

& Ester
SCHNEELICHT

*geb. 1896
gest. 1942*

& Philip
RECHTSCHAFFEN

& Miriam BIN
(„Tante Miriam“)

Lorka Frydka Ruchele Bronia

*geb. 1920 geb. 1922 geb. 1925 geb. 1929?
gest. 1943? gest. 1943? gest. 1941 gest. 1942*

Allan

geb. 1927

Elkana Bruria

geb. 1928 geb. 1930

*(zahlreiche
Kinder und Enkel;
„die israelischen
Cousinen“)*

MITTELMARK

Hersch MITTELMARK

Feige KÖNIG

3 weitere Söhne

Abraham MITTELMARK

geb. 1860
gest. 1925

& Ester BEISPIEL („Tante“)

geb. 1861?
gest. 1942

(verlobt)

Abraham
(Großvater)

geb. 1902
gest. 1980

(1) Gerty
CUSHMAN
(Nana)

geb. 1906
gest. 1965

(2) Rose
(3) Alice
(4) Ray

(Auschwitz-Überlebender)

Judah Aryeh (Julius)

geb. 1904
gest. 1977

& Roslyn
TANESER

(bei einem
Hurrikan
1976 verschüttet)

Neche
(Jeanette)

geb. 1908
gest. 1943

Sam

geb. 1894
gest. 1967

Elsie

geb. 1889
gest. 1973

Bertha

geb. 1890
gest. 1982

Joe

geb. 1892
gest. 1947

(Adressat
von Shmuel's
Brief aus
dem Januar
1939)

Marlene JAEGER

geb. 1931

& Jay MENDELSON

geb. 1929

Andrew

geb. 1957

Daniel

geb. 1960

Matthew

geb. 1962

Eric

geb. 1964

Jennifer

geb. 1968

Marilyn

geb. 1929

ERSTER TEIL

Bereschit oder Anfänge

(1967–2000)

Wenn wir ein gewisses Alter überschritten haben, werfen die Seele des Kindes, das wir gewesen, und die Seelen der Toten, aus denen wir hervorgegangen sind, mit vollen Händen ihre Schätze und ihren bösen Zauber auf uns.

Marcel Proust,
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit
(*Die Gefangene*)

Die formlose Leere



Vor einiger Zeit, als ich sechs, sieben oder acht Jahre alt war, kam es zuweilen vor, dass ich ein Zimmer betrat und bestimmte Leute zu weinen begannen. Die Zimmer, in denen das geschah, befanden sich zumeist in Miami Beach, Florida, und die Leute, auf die ich diese sonderbare Wirkung hatte, waren, wie fast alle Mitte der sechziger Jahre dort, alt. Fast alle (so jedenfalls erschien es mir damals) waren Juden – Juden jener Spezies, die, wenn sie einander ihren hoch geschätzten Klatsch erzählten oder zum lange hinausgezögerten Ende einer Geschichte oder der Pointe eines Witzes kamen, ins Jiddische verfielen, was natürlich zur Folge hatte, dass die Höhepunkte dieser Geschichten und Witze den Jungen unter uns unverständlich blieben.

Wie viele ältere Einwohner von Miami Beach zu jener Zeit lebten diese Leute in Wohnungen oder kleinen Häusern, die denen, die nicht darin lebten, ein wenig muffig erschienen und in denen es im Allgemeinen ruhig zuging, bis auf jene Abende, wenn die Klänge der Shows von Red Skelton, Milton Berle oder Lawrence Welk aus den Schwarz-Weiß-Fernsehern plärrten. In gewissen Abständen wurde es in ihren muffigen, stillen Wohnungen jedoch laut von den Stimmen kleiner Kinder, die im Winter

oder Frühling auf einen mehrwöchigen Besuch bei diesen alten Juden aus Long Island oder New Jersey hergeflogen waren, wo sie ihnen vorgeführt und auch noch gezwungen wurden, starr vor Verlegenheit und Scheu, ihre papiernen, kalten Wangen zu küssen.

Die Wangen alter jüdischer Verwandter! Wir wanden uns, wir stöhnten, wir wollten hinunter zu dem nierenförmigen beheizten Swimmingpool hinter dem Wohnkomplex laufen, aber erst mussten wir alle Wangen küssen, die bei den Männern nach Keller und Haarwasser und Tiparillos rochen und auf denen kratzige Koteletten wuchsen, die so weiß waren, dass man sie oft für Fussel hielt (wie einmal mein kleiner Bruder, der versuchte, die störenden Flusen wegzuzupfen, wofür er einen unsanften Klaps auf den Kopf erhielt), die bei den alten Frauen ein diffuses Aroma von Gesichtspuder und Bratöl verströmten und so weich waren wie die »Not«-Tüchlein, die sie tief in ihre Handtaschen gestopft hatten wie Blütenblätter neben das violette Riechsalz, schrumpelige Hustenbonbonpapierchen und zerknüllte Geldscheine ... Die zerknüllten Scheine. *Halt das mal für Marlene, bis ich wieder rauskomme*, trug die Mutter meiner Mutter, Nana nannten wir sie, meiner anderen Großmutter an einem Tag im Februar 1965 auf, als sie ihr eine kleine rote Lederhandtasche mit einem zerknitterten Zwanzigdollarschein darin übergab, bevor man sie zu einer diagnostischen Operation in den OP rollte. Sie war gerade neunundfünfzig geworden, und es ging ihr nicht gut. Meine Großmutter Kay gehorchte und nahm die Handtasche mit dem zerknüllten Schein, und gemäß ihrem Versprechen übergab sie sie meiner Mutter, die sie noch einige Tage später in der Hand hielt, als Nana, in eine schlichte Fichtenkiste gelegt, wie es Brauch ist, auf dem Friedhof Mount Judah in Queens beerdigt wurde, in dem Abschnitt, der sich (wie eine Inschrift auf einem Granittor mitteilt) im Besitz der First Bolechower Sick Benevolent Association befindet. Um dort begraben zu werden, musste man dieser Vereinigung angehören, was wiederum bedeutete, dass man aus einer Kleinstadt von ein paar tausend Einwohnern namens Bolechow kommen musste, die fast auf der anderen Seite der Welt in einer Landschaft lag, die einst zu Österreich, dann zu Polen und dann vielen anderen gehört hatte.

Freilich wurde die Mutter meiner Mutter – mit deren weichen Ohrläppchen, daran klobige blaue oder gelbe Kristallohrhinge, ich immer spielte, wenn ich bei ihr auf dem geflochtenen Gartensessel vorn auf der Veranda meiner Eltern auf dem Schoß saß, und die ich zu einer bestimmten Zeit lieber mochte als alle anderen, weswegen ihr Tod zweifellos das erste Ereignis war, an das ich deutliche Erinnerungen habe, auch wenn diese Erinnerungen bestenfalls Fragmente sind (das wellenförmige Fischmuster auf den Fliesen an den Wänden des Wartesaals im Krankenhaus; meine Mutter sagt eindringlich etwas zu mir, etwas Wichtiges, auch wenn es noch vierzig Jahre dauern sollte, bis ich mich daran erinnerte, was es war; ein komplexes Gefühl aus Sehnsucht, Furcht und Scham; das Geräusch von Wasser, das in eine Spüle läuft) –, wurde die Mutter meiner Mutter nicht in Bolechow geboren, sondern war vielmehr die einzige meiner vier Großeltern, die in den Vereinigten Staaten zur Welt kam, was ihr als Teil einer bestimmten Gruppe Menschen, die heute ausgestorben ist, ein gewisses Prestige verlieh. Allerdings war ihr gut aussehender und dominanter Mann, mein Großvater, *Opa*, in Bolechow geboren und bis zum Jüngling herangewachsen, er und seine sechs Geschwister, die drei Brüder und die drei Schwestern, und aus diesem Grund war es ihm gestattet, eine eigene Grabstelle in jenem bestimmten Teil des Friedhofs Mount Judah zu besitzen. Dort liegt nun auch er, ebenso seine Mutter, zwei seiner drei Schwestern und einer seiner drei Brüder. Die andere Schwester, die hochgradig besitzergreifende Mutter eines Einzelkinds, folgte ihrem Sohn in einen anderen Staat und liegt dort begraben. Von den anderen beiden Brüdern war einer so vernünftig und vorausschauend (wie man uns immer sagte), mit seiner Frau und seinen kleinen Kindern in den dreißiger Jahren von Polen nach Palästina auszuwandern, und wurde infolge dieser weisen Entscheidung schließlich in Israel beerdigt. Der älteste Bruder, der von allen sieben Geschwistern auch am besten aussah, am meisten verehrt und hofiert wurde, der *Prinz* der Familie, war 1913 als junger Mann nach New York gekommen, jedoch nach einem knappen Jahr, in dem er dort bei einer Tante und einem Onkel wohnte, zu der Erkenntnis gelangt, dass ihm Bolechow lieber war. Und so ging er nach einem Jahr zurück –

eine Entscheidung, von der er, da er dort glücklich und wohlhabend wurde, wusste, dass sie die richtige war. Er hat überhaupt kein Grab.

Von diesen alten Männern und Frauen – die manchmal allein schon bei meinem Anblick weinten, diesen alten Juden mit Wangen, die geküsst werden mussten, mit ihren Uhrarmbändern aus Krokodil und den schmutzigen jiddischen Witzen und den dicken schwarzen Plastikbrillen, mit den vergilbten Plastikhörgeräten, deren Kabel ihnen über den Rücken hingen, mit ihren Gläsern, randvoll mit Whiskey, mit den Bleistiften, die sie einem bei jeder Begegnung hinhielten und die den Namen einer Bank oder eines Autohändlers trugen; mit den A-Linie-Kleidern aus bedruckter Baumwolle und den Dreifachsträngen weißer Plastikperlen und den blassen Kristallohringen und dem roten Nagellack, der auf ihren endlos langen Fingernägeln blitzte und klackte, wenn sie Mah-Jongg und Canasta spielten oder die endlos langen Zigaretten hielten, die sie rauchten –, von denen hatten diejenigen, die ich zum Weinen bringen konnte, bestimmte andere Dinge gemein. Sie alle redeten mit einem besonderen Akzent, mit dem ich vertraut war, weil er, wenn auch schwach, aber erkennbar, die Aussprache meines Großvaters durchzog; nicht zu stark, denn als ich alt genug war, um solche Dinge wahrzunehmen, hatten sie hier in Amerika schon ein halbes Jahrhundert lang gelebt, und dennoch eignete manchen Wörtern, besonders solchen mit *r* und *l*, Wörtern wie *darling* oder *wonderful*, eine verräterische Rauheit, etwas Sonores, sie hatten eine bestimmte Art, in die *t* und *th* zu beißen, in Wörtern wie *terrible* und (ein Wort, das mein Großvater, der gern Geschichten erzählte, häufig gebrauchte) *truth*. *It's de troott!*, sagte er. Diese älteren Juden unterbrachen einander gern bei solchen Treffen, wenn sie und wir uns alle bei jemandem im muffigen Wohnzimmer drängten, fielen anderen in die Geschichte, um sie zu korrigieren, um einander zu erinnern, was zu dieser oder jener *vabnderful* oder (was wahrscheinlicher war) *tahrrible time* wirklich geschehen war, *dollink*, *I vuz debre*, *I rrammenbah*, and *I'm tellink you*, *it's de troott*.

Noch charakteristischer und denkwürdiger war, dass sie alle

anscheinend zweite, alternative Namen füreinander hatten. Das verwirrte mich, als ich sechs, sieben Jahre alt war, zutiefst, weil ich glaubte, meine Nana (beispielsweise) heiße Gertrude, manchmal auch Gerty, weshalb ich auch nicht begriff, warum sie in dieser ausgesuchten Gesellschaft in Florida bei großen Familienzusammenkünften, die vierzig Jahre nach der Ausscheidung der herrischen und zu Dramen neigenden Familie ihres Mannes in Ellis Island und ihrer Neudefinierung als Amerikaner (wobei sie unablässig weiter Geschichten aus Europa erzählten) stattfanden, zu *Golda* wurde. Ebenso wenig verstand ich, warum der jüngere Bruder meines Großvaters, unser Onkel Julius, ein großer Verteiler beschrifteter Bleistifte, der ungewöhnlich spät geheiratet hatte und den mein prunkender, gut gekleideter Großvater immer mit einer Nachsicht behandelte, die man gemeinhin schlecht erzogenen Haustieren vorbehält, plötzlich zu *Yidl* wurde (erst Jahrzehnte später erfuhr ich, dass der Name auf seiner Geburtsurkunde Judah Arie, »Löwe von Judäa«, gelautet hatte). Und wer war überhaupt diese *Neche*, die mein Großvater manchmal als seine liebste jüngste Schwester bezeichnete, die aber, wie ich wusste, 1943 im Alter von fünfunddreißig Jahren (so erzählte es mir mein Großvater, womit er mir erklärte, warum er diesen Feiertag nicht mochte) am Thanksgiving-Tisch der Schlag getroffen hatte; wer war diese *Neche*, da ich doch wusste oder zu wissen glaubte, dass seine geliebte kleine Schwester Tante Jeanette gewesen war? Nur mein Großvater, dessen richtiger Name Abraham war, hatte einen mir verständlichen Spitznamen: Aby, und das verstärkte das Gefühl in mir, dass er ein Mensch von totaler und transparenter Authentizität war, einer, dem man vertrauen konnte.

Von diesen Menschen weinten manche, wenn sie mich sahen. Ich trat ins Zimmer, sie sahen mich an und (vor allem die Frauen) führten beide verkrümmten Hände mit den Ringen und den Knoten, die ihre Knöchel waren, geschwollen und hart wie bei einem Baum, diese Hände führten sie an ihre vertrockneten Wangen und sagten mit einem kleinen theatralischen Atemzug: *Oj, er set ois seier enlech zu Shmiel!*

Oh, er sieht Shmiel so ähnlich!

Und dann fingen sie an zu weinen und machten leise Ausrufe

und wiegen sich vor und zurück, und ihre rosa Pullover oder Windjacken schlackerten ihnen lose um die Schultern, und dann setzte ein rechter Schwall Schnellfeuerjiddisch ein, von dem ich dann ausgeschlossen war.



Über diesen Shmiel wusste ich natürlich etwas: der älteste Bruder meines Großvaters, der mit seiner Frau und seinen vier schönen Töchtern während des Krieges von den Nazis umgebracht worden war. *Shmiel. Von den Nazis umgebracht.* Letzteres war, wie wir alle wussten, die ungeschriebene Unterschrift unter den wenigen Fotografien, die wir von ihm und seiner Familie hatten; sie liegen jetzt sorgfältig verstaut in einer Plastiktüte in einer Schachtel in einem Karton im Keller meiner Mutter. Ein offenbar wohlhabender Geschäftsmann Mitte fünfzig, der mit sichtlichem Besitzerstolz vor einem Lastwagen neben zwei uniformierten Fahrern steht; eine Familie, um einen Tisch versammelt, die Eltern, vier kleine Mädchen, ein unbekannter Fremder; ein schicker Mann in einem Mantel mit Pelzkragen, einen Fedora auf dem Kopf; zwei junge Männer in der Uniform des Ersten Weltkriegs, der eine, wie ich wusste, der einundzwanzigjährige Shmiel, die Identität des anderen hingegen war unmöglich zu erraten, unbekannt und nicht zu ermitteln. ... *Unbekannt und nicht zu ermitteln*, das konnte frustrierend sein, erzeugte aber auch einen gewissen Reiz. Die Fotografien von Shmiel und seiner Familie waren deshalb so viel faszinierender als die anderen Familienbilder, die so penibel im Familienarchiv meiner Mutter verwahrt wurden, eben weil wir fast nichts über ihn, über sie wussten; ihre ernsten, nichts aussagenden Gesichter erschienen uns daher umso verlockender.

Lange Zeit gab es nur die stummen Fotografien und manchmal auch das unbehagliche Flirren in der Luft, wenn Shmiels Name fiel. Zu Lebzeiten meines Großvaters geschah dies nicht

sehr oft, denn es war, wie wir wussten, die Tragödie seines Lebens, dass sein Bruder und seine Schwägerin und die vier Nichten von den Nazis umgebracht worden waren. Selbst ich, der ich, wenn er zu Besuch kam, immer gern zu seinen Füßen saß, die in weichen Lederpantoffeln steckten, und seinen zahlreichen Geschichten über »die Familie« zuhörte, was natürlich *seine* Familie bedeutete, deren Name einst Jäger gewesen war (und die, gezwungen, den Umlaut abzulegen, als sie nach Amerika kamen, nach und nach zu Yaegers und Yagers und Jagers und, wie er, Jaegers wurden: alle diese Schreibweisen finden sich auf den Grabsteinen auf dem Mount Judah), diese Familie, die jahrhundertlang eine Metzgerei und dann, später, einen Fleischhandel in Bolechow hatte, *eine hübsche Stadt, ein lebendiges Städtchen, ein Shtetl*, ein Ort, der berühmt war für das Holz und Fleisch und die Lederwaren, die seine Kaufleute nach ganz Europa lieferten, *ein Ort, an dem man leben konnte, ein schönes Fleckchen am Fuß der Berge*; selbst ich, der ich ihm so nahe war, der ihn mit zunehmendem Alter so oft über Familiendinge ausfragte, ihre Geschichte, Daten, Namen, Beschreibungen, Orte, sodass er, wenn er auf meine Fragen antwortete (auf dünnem Briefpapier der Firma, die er vor langer Zeit besessen hatte, mit blauer Tinte aus einem fetten Parker-Füller), gelegentlich schrieb: *Lieber Daniel, bitte stelle mir keine Fragen mehr über die mischpoke, denn ich bin ein alter Mann und erinnere mich an nichts mehr, und außerdem, willst Du denn wirklich noch mehr Verwandte finden?!* – selbst mir war es unangenehm, sie zur Sprache zu bringen, diese schreckliche Sache, die Shmiel widerfahren war, seinem eigenen Bruder. *Von den Nazis umgebracht*. Als Kind, als ich erstmals den Refrain über Shmiel und seine verlorene Familie hörte, fand ich es schwierig, mir vorzustellen, was genau das bedeutete. Selbst später noch, nachdem ich alt genug war, um etwas über den Krieg erfahren zu haben, die Dokumentarfilme gesehen, mit meinen Eltern die Folge einer PBS-Serie namens *The World at War* angeschaut hatte, der die Angst machende Warnung voranging, bestimmte Bilder des Films seien für Kinder zu aufwühlend – selbst später war es schwer vorstellbar, wie genau man sie umgebracht hatte, schwer, die Einzelheiten, die Besonderheiten zu erfassen. Wann? Wo? Wie? Mit Ge-

wehren? In der Gaskammer? Doch mein Großvater wollte es nicht sagen. Erst später begriff ich, dass er es deshalb nicht sagen wollte, weil er es nicht oder nicht genau genug wusste, und dass dieses Nichtwissen Teil dessen war, was ihn quälte.

Und so brachte ich es nicht zur Sprache. Stattdessen hielt ich mich an sichere Themen, an Fragen, die es ihm gestatteten, lustig zu sein, was er gern war, wie zum Beispiel in dem folgenden Brief, den er mir kurz nach meinem vierzehnten Geburtstag geschrieben hatte:

20. Mai / 74

*Lieber Daniel,
habe Deinen Brief mit allen seinen Fragen erhalten, kann Dir aber leider nicht alle Antworten geben. Ich habe in Deinem Brief gesehen, wo Du mich fragst, ob Du mit allen Deinen Fragen meinen engen Zeitplan störst, die Antwort lautet NEIN*

Ich habe gesehen, dass Du Dich sehr darüber freust, dass ich mich an den Namen von HERSHS Frau erinnere. Auch ich freue mich, weil Hersh mein Großvater ist und Feige meine Großmutter.

Und was nun die Geburtsdaten der beiden angeht, ich kenne sie nicht, weil ich nicht dabei war, aber wenn einmal der MESSIAH kommt und alle Verwandten Wiedervereint sind, werde ich sie fragen ...

Ein Nachtrag zu diesem Brief ist an meine Schwester und meinen jüngsten Bruder gerichtet:

*Liebste Jennifer und Lieber Eric,
wir danken Euch beiden für Eure wundervollen Briefe, und wir freuen uns besonders, weil Ihr keine Fragen zur Mischpoche habt*

LIEBE JENNIFER,
ICH WOLLTE DIR UND DEINEM BRUDER ERIC ETWAS GELD SCHICKEN, ABER WIE DU WEISST, ARBEITE ICH

NICHT UND HABE AUCH KEIN GELD. ALSO LIEBT
TANTE RAY EUCH BEIDE SEHR, UND TANTE RAY
LEGT ZWEI DOLLAR BEI EINEN FÜR DICH UND
EINEN FÜR ERIC.

VIELE GRÜSSE UND KÜSSE
TANTE RAY UND OPA JAEGER

Und im PS schrieb er meiner Mutter:

*Liebste Marlene,
bitte lass Dir mitteilen, dass Dienstag, 28. Mai, JISKOR ist ...*

Jiskor, Jizkor: ein Gedenkgottesdienst. Mein Großvater dachte immer an die Toten. Jeden Sommer, wenn er uns besuchen kam, gingen wir mit ihm zum Mount Judah, um meine Großmutter und alle anderen zu besuchen. Wir Kinder bummelten herum und betrachteten gelangweilt die Namen auf den bescheidenen Grabsteinen und flachen Platten oder das riesige Grabdenkmal in Form eines Baums, dem die Äste abgehackt waren, das an die ältere Schwester meines Großvaters erinnerte, die mit sechsundzwanzig gestorben war, *eine Woche vor ihrer Hochzeit*, wie mein Großvater mir jedenfalls immer erzählte. Einige dieser Steine trugen graublau Plaketten mit der Aufschrift ›Immerwährende Fürsorge‹, nahezu alle Namen wie Stanley und Irving und Herman und Mervin, wie Sadie und Pauline, Namen, die meine Generation als typisch jüdisch empfindet, wobei es – eine jener Ironien, die nur das Vergehen einer gewissen Zeit verdeutlichen kann – vielmehr so ist, dass die Juden, die ein Jahrhundert zuvor eingewandert waren, mit Namen wie Selig und Itzig, wie Hercel und Mordko, wie Scheindel und Perl geboren worden waren, sich für diese Namen gerade deshalb entschieden hatten, weil sie ihnen als sehr englisch, sehr unjüdisch erschienen. Wir bummelten also herum und sahen uns das alles an, während mein Großvater, wie stets in einem makellosen Sportjackett, mit scharfen Bügelfalten an der Hose, kühn gebundener Krawatte und Einstecktuch, seinen akribischen und systematischen Rundgang begann, reihum vor jedem Grab stehen blieb, vor dem seiner Mutter, seiner Schwester, seines Bruders, seiner Frau,

alle hatte er sie überlebt, und dabei die Gebete auf Hebräisch in einem eindringlichen Gemurmelt sang. Fährt man auf dem Interboro Parkway in Queens, hält beim Eingang zum Friedhof Mount Judah und blickt über den Steinzaun an der Straße, kann man sie dort alle sehen, kann ihre angenommenen, ein wenig hochtrabenden Namen lesen, begleitet von den rituellen Bezeichnungen: Geliebte Frau, Mutter und Großmutter; Geliebter Mann; Mutter.

Also ja: Er dachte immer an die Toten. Es sollten noch viele Jahre vergehen, bis ich erkannte, wie sehr er an sie dachte, mein stattlicher und lustiger Großvater, der so viele Geschichten kannte, der sich so großartig kleidete; mit seinem glatt rasierten ovalen Gesicht, den zwinkernden blauen Augen und der geraden Nase, die in die feinste Andeutung einer Knolle auslief, als hätte derjenige, der ihn gestaltete, im letzten Moment beschlossen, einen Hauch Humor dazuzutun; mit seinem spärlichen, säuberlich gebürsteten weißen Haar, seiner Kleidung, seinem Kölnischwasser und der Maniküre, seinen berüchtigten Witzen und den verwickelten, tragischen Geschichten.



Mein Großvater kam Jahr für Jahr im Sommer, denn im Sommer war das Wetter auf Long Island nicht so drückend wie in Miami Beach. Er blieb immer einige Wochen, in Begleitung einer der vier Frauen, mit der er da gerade verheiratet war. Wenn er kam, belegte er (und manchmal auch die Frau) das Zimmer meines kleinen Bruders mit den zwei schmalen Einzelbetten. Dort hingte er, vom Flughafen eingetroffen, seinen Hut auf einen Lampenschirm und faltete sein Sportjackett säuberlich über eine Stuhllehne, danach wandte er sich seinem Kanarienvogel Schloimele zu, was Jiddisch ist und *kleiner Salomon* heißt, stellte den Käfig auf ein kleines eichenes Kinderpult und besprengte den kleinen Vogel mit ein paar Tropfen Wasser, *nur um ihn ein wenig zu erfrischen*. Anschließend holte er langsam, akribisch die Sachen aus seinen sorgfältig gepackten Taschen und legte sie behutsam auf einem der zwei winzigen Betten aus.

Mein Großvater war für eine ganze Reihe von Dingen berühmt (in dem Sinne, wie eine bestimmte Art jüdischer Einwanderer und ihre Familien jemanden als »berühmt« für etwas bezeichnen, was in der Regel bedeutet, dass ungefähr sechszwanzig Menschen davon wissen) – für seinen Humor, für die drei Frauen, die er nach dem Tod meiner Großmutter heiratete und von denen er sich, bis auf die eine, die ihn überlebte, in rascher Abfolge scheiden ließ, für seine Art, sich zu kleiden, für gewisse Familientragödien, seine Orthodoxie, dafür, wie er sich bei Kellnerinnen und Ladenbesitzern in Erinnerung hielt, Sommer um Sommer –, doch für mich war das Herausragende an ihm seine Frömmigkeit und seine herrliche Kleidung. Als Kind und auch noch als Jugendlicher erschienen mir diese zwei Dinge als die Grenzen, innerhalb derer seine Fremdheit, sein Europäischsein existierten: das Terrain, das ihm gehörte und niemandem sonst, ein Raum, in dem es möglich war, weltlich und fromm, stilvoll und religiös zugleich zu sein.

Als Erstes packte er immer die Samttasche mit den Gegenständen aus, die er für sein Morgengebet brauchte – fürs *dawnen*. Das hatte er an jedem Tag seines Lebens von dem Tag im Frühling 1915 an getan, als seine Bar-Mizwa gefeiert wurde, bis zu dem Morgen vor dem Tag im Juni 1980, als er starb. Diese seidengefütterte Tasche aus burgunderrotem Samt, auf deren Vor-

derseite eine von aufsteigenden Löwen von Judäa flankierte Menora mit Goldfaden gestickt war, enthielt seine Kippa, einen gewaltigen, altmodischen weiß-hellblauen Tallit samt den kitzeligen Fransen, in dem er gemäß den Vorschriften, die er mir an einem heißen Tag im Jahr 1972, da war ich zwölf, ein Jahr vor meiner Bar-Mizwa, akribisch diktierte, an jenem Junitag begraben wurde, und die ledernen Gebetsriemen, die Tefillin, die er sich jeden Morgen um den Kopf und den linken Unterarm band, worauf er dann dawnete – und wir ihn in stummer Ehrfurcht betrachteten. Für uns war das ein bizarrer, aber auch majestätischer Anblick: Jeden Morgen nach Sonnenaufgang umwickelte er, auf Hebräisch murmelnd, seinen Arm mit den Lederbändern und band sich danach einen einzelnen dicken Lederriemen, an dem ein Lederkästchen mit Versen aus der Tora angebracht war, so um den Schädel, dass Letzteres auf seiner Stirn saß, dann legte er den riesigen, ausgebleichten Tallit und die Kippa an, zog seinen Siddur heraus, sein Gebetbuch für den Alltag, und murmelte rund eine halbe Stunde lang Worte, die für uns vollkommen unverständlich waren. Manchmal sagte er, wenn er damit fertig war: *Ich habe ein gutes Wort für euch eingelegt, da ihr ja nur Reformierte seid.*

Mit derselben Genauigkeit und Akribie seines Betritals kleidete sich mein Großvater auch jeden Morgen an, präzise und ordentlich, eben auch ein Ritual. Mein Großvater war das, was man früher einen *snappy dresser* nannte, einer, der sich in Schale wirft. Seine gebürstete und geschniegelte Erscheinung, seine gute Kleidung waren lediglich äußerer Ausdruck einer inneren Eigenschaft, die für ihn und seine Familie das charakterisierte, was es hieß, ein Jäger zu sein, etwas, das sie *Feinheit* nannten: eine Kultiviertheit, ethisch und ästhetisch zugleich. Man konnte immer davon ausgehen, dass seine Socken zu seinem Pullover passten, und er bevorzugte Hüte mit weicher Krempe, in deren Band eine oder auch zwei kecke Federn steckten, bis die letzte seiner vier Frauen – die ihren ersten Mann und eine vierzehnjährige Tochter in Auschwitz verloren hatte und deren weichen, tätowierten Unterarm ich, als ich klein war, immer gern hielt und streichelte, und die, weil sie, wie ich heute glaube, so viel verloren hatte, etwas so Frivoles wie eine Feder am Hut nicht

ertrug – sie schließlich herauszupfte. An einem typischen Sommertag in den Siebzigern mochte er Folgendes tragen: eine senfgelbe, sommerleichte Wollhose mit adretten Bügelfalten, ein weiches weißes Strickhemd unter einem Pullunder mit senffarben-weißem Schottenkaro, hellgelbe Socken, weiße Wildlederschuhe und einen Hut mit weicher Krempe, an dem, je nachdem, welches Jahr es in den Siebzigern war, eine Feder steckte oder auch nicht. Bevor er das Haus verließ, um ein paarmal um den Block oder in den Park zu spazieren, spritzte er sich ein wenig 4711 Kölnischwasser auf die Hände und klatschte es sich auf Wangen und Doppelkinn. *Jetzt*, sagte er dann und rieb sich die manikürten Hände, *können wir ausgehen*.

Das alles beobachtete ich aufmerksam (dachte ich jedenfalls). Er mochte auch ein Sportjackett tragen – was ich kaum fassen konnte, da weder eine Hochzeit noch eine Bar-Mizwa anstand –, in das er dann jedes Mal sein Portemonnaie wie auch, in die Innentasche auf der anderen Seite, eine merkwürdige Brieftasche steckte, lang und schmal, eigentlich zu groß in einer Weise, wie bestimmte europäische Herrenartikel für amerikanische Augen immer irgendwie die falsche Größe haben, und aus einem Leder, zu nahezu wildlederartiger Glätte abgegriffen, das, wie mir heute klar ist, da die Brieftasche sich in meinem Besitz befindet, Straußenleder war, die mich damals aber lediglich als pickelig amüsierte. Während er sprach, betrachtete ich ihn vom Bett meines kleinen Bruders aus und bewunderte seine Sachen: den Pullunder mit Schottenkaros, die weißen Schuhe, die eleganten Gürtel, die schwere, blau-goldene Flasche Kölnischwasser, den Schildpattkamm, mit dem er sich die spärlichen weißen Haare zurückstrich, das abgewetzte, gerunzelte Portemonnaie, das, wie ich schon damals wusste, kein Geld enthielt, wobei ich mir zu dem Zeitpunkt nicht vorstellen konnte, was daran so kostbar sein mochte, dass er es jedes Mal, wenn er sich so makellos kleidete, bei sich tragen musste.

Das war der Mann, von dem ich im Laufe der Jahre Hunderte von Geschichten und Tausende Fakten sammelte, die Namen seiner Großeltern und Großonkel und Tanten und Vettern und Basen zweiten Grades, die Jahre, in denen sie geboren, und Orte,

wo sie gestorben waren, den Namen des ukrainischen Hausmädchens, das sie als Kinder in Bolechow gehabt hatten (Lulka) und das sich immer beschwerte, die Kinder hätten einen Magen »wie eine bodenlose Grube«, und welchen Hut sein Vater, mein Urgroßvater, immer trug (einen Homburg: Er war ein gepflegter Mann mit einem Spitzbart und in seiner kleinen, aber lebendigen Stadt eine Art großes Tier, dafür bekannt, dass er seinen potenziellen Geschäftspartnern ungarischen Tokaier mitbrachte, »um den Handel zu versüßen«, und mit fünfundvierzig war er in einem Kurort in den Karpaten namens Jaremce, wo er aus Gesundheitsgründen zur Kur weilte). Opa erzählte mir von dem Stadtpark mit der Statue des großen polnischen Dichters des neunzehnten Jahrhunderts, Adam Mickiewicz, und dem kleinen Park gegenüber dem Platz mit seiner Lindenallee. Er rezitierte für mich – und ich lernte – den Text von »Mayn Shtetele Belz«, dem kleinen kinderliedartigen jiddischen Lied über die Stadt, die ganz in der Nähe derjenigen lag, in der er aufgewachsen war, das ihm seine Mutter ein Jahr vor dem Untergang der *Titanic* vorgesungen hatte:

*Mayn heymele, dort vu ikh hob
Mayne kindershe yorn farbrakht.
Belz, mayn shtetele Belz,
In ormen shtibele mit ale
Kinderlakh dort gelakht.
Yedn shabes fleg ikh loyfn dort
Mit der tchine glaych
Tsu zitsen unter dem grinem
Beyemele, leyenen bay dem taykh.
Belz, mayn shtetele Belz,
Mayn heymele vu ch'hob gehat
Di sheyne khaloymes a sach.*

Mein Heimatle, wo ich hab
Meine Kinderjahr verbracht.
Belz, mein Shtetl Belz,
in einem kleinen armen Häuschen mit all
den kleinen Kindern hab ich gelacht.